

Zeitschrift: Argovia : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau

Herausgeber: Historische Gesellschaft des Kantons Aargau

Band: 116 (2004)

Buchbesprechung: Anzeigen und Besprechungen

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sennhauser, Albert und Hans Rudolf; Hidber, Alfred: Geschichte des Fleckens Zurzach. – Zurzach: Gemeinde Zurzach und Historische Vereinigung des Bezirks Zurzach; 2004. – 688 S., ill., Pers.- und Ortsreg.

Lang erwartet, grosszügig konzipiert, aufwändig gestaltet, vielfältig im Inhalt, beeindruckend im Umfang: Die vom Büro Sennhauser koordinierte Geschichte des Fleckens Zurzach kommt als eigentliches Generationenwerk daher. Der Startschuss dazu fiel vor über 30 Jahren. Die lange Zeit der Erarbeitung bot denn auch die Möglichkeit, die zahlreichen Forschungsergebnisse zum frühgeschichtlichen, römischen, frühmittelalterlichen, frühneuzeitlichen und heutigen Zurzach, die in den letzten Jahren von verschiedener Seite erbracht worden sind, zu einem Ganzen zusammenzufügen. Die lange Erarbeitungszeit barg auch Gefahren, sind doch einige Beiträge bereits vor längerer Zeit entstanden und konnten redaktionell nur beschränkt an den aktuellen Wissensstand angepasst werden. Das Buch bietet denn auch zumeist herausragende Kapitel, die sich mit eher schwächeren Beiträgen abwechseln.

Die einleitenden Kapitel zu Ortsname, Wappen, Bürgerrecht und zu Lage und Dorfbild präsentieren sich als gelungener Einstieg in das Buch. Insbesondere der beinahe 30-seitige Abschnitt zum Dorfbild und zu den historischen Bauten von Hans Rudolf Sennhauser eignet sich hervorragend zum Eintauchen in die Zurzacher Geschichte. Ein erster grosser Abschnitt bringt einen Überblick von den geologischen Voraussetzungen bis zur spätrömischen Kastellsiedlung. Dabei werden insbesondere die Resultate der umfangreichen Grabungen von 1983 bis 1990 im Bereich der Nordumfahrung (frührömisches Lager und Kastellsiedlung) in Kurzform präsentiert (Kathrin Roth-Rubi). Die beiden folgenden Abschnitte zum Früh- und Hochmittelalter und zur Bedeutung des Verena-Stifts sind von überregionalem Interesse. Insbesondere die Entwicklung vom spätrömischen Kastell zu den frühmittelalterlichen Strukturen (Kirche Kirchlibuck, Grabeskirche der Verena) zeigt eindrücklich die Wichtigkeit des Ortes in dieser Zeit des Übergangs auf und bietet eine eigentliche Regionalgeschichte für das Gebiet beidseits des Hochrheins. Fortgesetzt wird dies durch die Beschreibung des Verenakultes (Adolf Reinle) und die Gründung und Verfassung des Stifts und der zugehörigen Pfarreien (Rainald Fischer, Hans Rudolf Sennhauser). Die Stiftsgeschichte beschränkt sich dabei weitgehend auf eine Geschichte der Propste und orientiert sich stark an der Arbeit des letzten Propstes Johann Huber. Die wirtschaftliche Bedeutung des Stifts für die ganze Region wird

dabei nur gestreift. Gut gelungen ist die Beschreibung der vorreformatorischen und reformatorischen Wirren, die in Zurzach exemplarisch abgelaufen sind und einer vertieften Betrachtung würdig wären.

Der Abschnitt über das Spätmittelalter und die Entwicklung der Zurzacher Messen fällt im Ganzen eher ab. Das Übersichtskapitel von Jean-Jacques Siegrist zeigt auf, dass die historischen Grundlagen zur Entwicklung der Grafschaft Baden und der Äusseren Ämter immer noch zu dürftig sind. Die folgenden Abschnitte zu den Themen Flecken oder Stadt, Spital und Siechenhaus sowie zum berühmten Dirnentanz stehen, in sich gelungen, eher isoliert da. Herausragend wieder ist der Abschnitt zur Zeit um 1780 von Alfred Hidber und Hans Rudolf Sennhauser als eindrückliches und detailliertes Zeitbild zur Alltagsgeschichte des Fleckens. Äusserst fundiert und ertragreich sind auch die folgenden Kapitel zum frühen 19. Jahrhundert (Hans Rudolf Sennhauser), zur Auswanderung sowie der Überblick 1850–1950 (Walter Leimgruber). Das Gleiche gilt für die beiden Abschnitte zum Frontismus (Walter Wolf) und zu Zurzach in den 1930er-Jahren (Walter Leimgruber).

Zum 20. Jahrhundert bietet Christian Hanser einen einleitenden statistischen Überblick zu Bevölkerung und Wirtschaft. Ansonsten zerfällt die neuere Geschichte in jene von Einzelprojekten (Franz Keller), die in sich hoch interessant, aber wenig in den Gesamtzusammenhang eingebettet sind. Der letzte Abschnitt über Bildung, Kultur und öffentliches Leben ist wieder beispielhaft für eine Ortsgeschichte, vor allem die Kapitel von Walter Leimgruber über Alltag, Fest und kulturelles Leben, ergänzt mit einer Vereinschronik von Franz Keller. Den Abschluss bildet schliesslich der fundierte Artikel von Hans-Peter Schifferle über die Zurzacher Mundart.

Im umfangreichen Anhang finden kleine Beiträge mit Tabellen, Listen und Karten zu zahlreichen Einzelthemen Platz. Dazu gehört auch der Abdruck von wichtigen Quellen (inkl. Übersetzung) zur heiligen Verena, zum Stift und zu den Messen. Vorbildlich auch die Listen zu Politik, Behörden, Schulen und Bauten. Den Abschluss bildet ein umfassendes Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein Personen- und ein Ortsregister.

Die «Geschichte des Fleckens Zurzach» ist in Konzept und Aufmachung gut gelungen, wissenschaftlich fundiert und sorgfältig umgesetzt. Die lange Erarbeitungszeit und die teilweise erfolgte Aufsplitterung in einzelne Themen lassen manchmal etwas den roten Faden vermissen. Die zahlreichen Geschichten ermöglichen wiederum ein interessantes Querlesen, ohne dass man das ganze Buch von Anfang bis Ende durcharbeiten muss.

BRUNO MEIER, BADEN

Kurz, Daniel et al. (Hg.): Metron – Planen und Bauen 1965 – 2003. Katalog zur Ausstellung an der ETH Zürich (4. 12. 2003 – 22. 1. 2004). – Zürich: gta Verlag, ETH Hönggerberg; 2003. – 309 S., ill.

Das Brugger Planungs- und Architekturbüro Metron wurde 1965 als Zusammenschluss von vier kleineren Büros gegründet. In den vergangenen 38 Jahren hat Metron schweizweit und im angrenzenden Ausland mit vielen wegweisenden Bauten und Planungskonzepten Aufsehen erregt.

Beim Wohnbau wie bei der Gestaltung des öffentlichen Raums soll immer der Mensch im Mittelpunkt stehen, so das Metron-Credo. Funktionalität und Ästhetik müssen sich immer ergänzen, im Idealfall gar gegenseitig fördern. Metron ist folglich auch einer der Pioniere in ökologischem Bauen.

In einem ersten, textlastigen Teil des Ausstellungskatalogs wird die Philosophie von Metron und die Geschichte und Entwicklung des Unternehmens vor dem Hintergrund wechselnder gesellschaftlicher und politisch-raumplanerischer Strömungen seit seiner Gründung vorgestellt. Immer wieder kommen dabei die Metron-Gründer, Mitarbeiter und andere Architekten und Planer zu Wort. Dieser Teil gibt einen interessanten Einblick in die Entwicklung des Bauens und der Planung in den vergangenen fast vier Jahrzehnten.

Wie die «Metron-Macher» ihre Philosophie in den vergangenen 38 Jahren umgesetzt haben, zeigen die im umfangreichen Katalog vorgestellten, teilweise richtungweisenden Projekte vom Einfamilienhaus über Wohnsiedlungen bis zu Quartier- und Landschaftskonzepten. Viele aktuelle und historische Fotos, Pläne und Modellskizzen geben dem Leser ein umfassendes Bild der vorgestellten Projekte. Spannend ist insbesondere der im Text geschilderte Weg von der ersten Idee auf dem Zeichentisch über das Konzept zur Realisation mit all seinen Kompromissen und Sachzwängen und schliesslich zur aktuellen Nutzung. Leider fehlen hier die kritischen Stimmen und eine kontroverse Diskussion der Metron-Philosophie und der Bauten.

Im Anhang schliesslich werden in einem Werkverzeichnis alle Bauprojekte seit 1965 in thematischer Reihenfolge aufgeführt, ebenso sind alle einstigen und gegenwärtigen Mitarbeitenden namentlich erwähnt.

Wer eine Werkzusammenstellung einer der bedeutenderen Planer- und Architektengemeinschaften der Schweiz wünscht, ist mit dem Buch sicher gut bedient. Wer sich beruflich oder aus Interesse intensiver mit Architektur und Planung befasst, dem bietet «Metron – Planen und Bauen 1965–2003» aber vielfältige Informationen, wenn auch kaum mehr Überraschendes oder Unerwartetes.

ANDREA SCHAER, BRUGG

Meier, Rolf; Meier, Bruno (Hg.): Die Lägern – Eine Gratwanderung. Landschaft und Kultur eines Grenzberges. – Baden: hier + jetzt, Verlag für Kultur und Geschichte; 2003. – 160 S., 185 Abb., Ortsregister.

Der langgezogene Grat der Lägern dominiert das Panorama des Limmat-, des Furt- und des Wehntals. In jedem Fall ist die Lägern eine markante Erscheinung: Aus der einen Himmelsrichtung beinahe vulkanartig, zeigt sich der Berg aus einem anderen Blickwinkel als sanfter Hügelrücken oder als Dreigestirn. Doch die Lägern prägt nicht nur die Landschaft, sondern auch die Menschen, die heute wie früher an ihrem Fuss leben, über ihren Grat wandern und in ihren Wäldern und auf den Weiden ihr Gewerbe betreiben. Grund genug also, der Lägern ein Buch zu widmen.

In dem attraktiv und mit vielen Bildern gestalteten Buch beleuchten zwölf Autoren in kurzen, gut lesbaren Kapiteln verschiedene Themenbereiche. Einleitend wird der Geologie und den verschiedenen Bodenschätzen, ihrer Bedeutung angemessen, viel Raum eingeräumt. Spezielle Landschaftsräume und die vielfältige Flora und Fauna an und um die Lägern werden vorgestellt.

Dazwischen geschobene «Service-Kapitel» stellen die Gemeinden um die Lägern vor. Ein Kapitel befasst sich mit den klassischen und auch mit einigen weniger bekannten Ausflugszielen und Aussichtspunkten und gibt dem Leser Ideen für eigene Entdeckungsreisen.

Aufschlussreich sind die Kapitel über die Waldnutzung, die Landwirtschaft und den Weinbau, denn durch diese Aktivitäten verpasste der Mensch der Landschaft um die Lägern ihr heutiges Gesicht. Auch Unerwartetes wird vorgestellt, denn wer vermutet schon auf nur 660 Metern über Meer eine veritable Alp?

Umfangreich wird die Nutzung und Besiedlung der Landschaft um die Lägern von der Steinzeit bis heute vorgestellt. Vor Tausenden von Jahren, aber auch noch heute waren die verschiedenen Rohstoffe, die sich in den Kalken der Lägern finden, von grosser Bedeutung: Feuerstein, Eisen, Gips, Kalk. Auf den sanften Terrassen am Fuss des Bergrückens wurde von jeher gesiedelt, und in einigen Epochen wurden gar auf dem Grat der Lägern Befestigungsanlagen errichtet. Heute noch sichtbar sind die Ruinen der Burg Alt Lägern auf dem höchsten Punkt des Berges.

Die Bedeutung der Lägern als Grenzberg, früher zwischen der Grafschaft Baden und Zürich und heute zwischen den Kantonen Aargau und Zürich, wird ausführlich thematisiert. Dabei zeigt sich einmal mehr, dass Herrschaftsgrenzen zwar Gebiete administrativ trennen, der gemeinsame Naturraum die Menschen dennoch verbindet – und diese Bindung letztlich stärker ist als alle Grenzmarken.

In einem letzten Kapitel wird schliesslich die Lägern als Erholungsraum thematisiert. Der einzige Bergweg im Kanton Aargau inklusive der Geschichte seiner «Erstbegehung» ist genauso ein Thema wie der Skilift von Regensberg oder die Pioniere des Segelflugs auf der Hochwacht. Verdankenswert sind schliesslich die sehr aufschlussreichen Bibliografien zu den einzelnen Kapiteln, teilweise gar mit Internet-Sites zu bestimmten Themen und Institutionen.

Alles in allem ein Buch nicht nur für Menschen mit einer direkten Beziehung zur Lägern, sondern für alle, die sich für Lokalgeschichte, Geografie und Natur interessieren und «eine Nase voll» nehmen wollen. Die grosse Nachfrage nach dem Buch gibt dieser Einschätzung Recht und belegt das berechtigte breite Interesse an diesem Buch!

ANDREA SCHAER, BRUGG

Stadt Waldshut-Tiengen (Hg.): Geschichte der Stadt Waldshut. Bd. 3: Waldshut im 20. Jahrhundert. Konstanten und Umbrüche seit dem Ersten Weltkrieg. – Lindenberg im Allgäu: Kunstverlag Josef Fink; 2004. – 240 S., Personen- und Institutionenregister, ill.

Die Stadt Waldshut schafft gegenwärtig eine neue, dreibändige Stadtgeschichte. Band 2, «Waldshut im 19. Jahrhundert, Lebensbilder aus einer Grossherzoglichen Amtsstadt», erschien 1999. Während sich Band 1 noch in Planung befindet, erschien 2004 der Band 3, der einige interessante Bezüge zum Aargau und zur Grenzregion am Zusammenfluss von Aare und Rhein aufzeigt, dies vor allem in einem rund 30-seitigen Kapitel von Andreas Weiss, «Waldshut – Eine Brücke zur Schweiz». Darin wird deutlich, wie intensiv die grenzüberschreitenden Beziehungen zwischen der Region um Full und Koblenz und dem süddeutschen Raum waren und wie sehr sie von übergeordneten Ereignissen wie den beiden Weltkriegen beeinflusst wurden. Während im frühen 20. Jahrhundert die Pendelwanderung vorwiegend von den Schweizer Nachbarorten in die Industriebetriebe der Region Waldshut verlief, wechselte der Grenzgängerstrom nach dem Zweiten Weltkrieg die Richtung. Die Einschränkungen im kleinen Grenzverkehr, welche die beiden Kriege brachten, wirkten sich einschneidend aus. Weiss schildert auch volkswirtschaftliche Aspekte wie beispielsweise den Milchimport aus der Schweiz während des Ersten Weltkriegs. Er untersucht die grenzüberschreitenden Heiraten und zeigt auf, dass bis zu den 1930er-Jahren immer wieder Besuche von Schweizer Musik-, Schützen- und anderen Vereinen stattfanden. So ist das Programm eines Gemeinschaftskonzerts abgebildet, das die Männerchöre von Baden und Waldshut 1925 gemeinsam veranstalteten. Ab 1933 wurde die Grenze mehr und mehr dichtgemacht. Ein eindrückliches Bild von der Waldshuter Chilbi 1935 zeigt einen Schweizer Fahnenchwinger in der mit Hakenkreuzfahnen geschmückten Kaiserstrasse. Die Isolation, von den französischen Besatzern nach 1945 aufrechterhalten, konnte Waldshut erst 1950 durchbrechen. Das Kapitel zeigt auf, wie Waldshut seither durch die gegenläufigen Ströme von Grenzgängern und Einkaufstouristen beinahe zum «Vorort von Zürich» (S. 218) geworden ist.

ANDREAS STEIGMEIER, BADEN

Kupper, Patrick: Atomenergie und gespaltene Gesellschaft. Die Geschichte des gescheiterten Projektes Kernkraftwerk Kaiseraugst. – Zürich, Chronos; 2003 (Interferenzen 3). – 321 S., Reg., ill.

Wildi, Tobias: Der Traum vom eigenen Reaktor. Die schweizerische Atomtechnologieentwicklung 1945–1969. – Zürich, Chronos; 2003 (Interferenzen 4). – 279 S., Reg., ill.

Die Sicherung wichtiger Aktenbestände hat die beiden Dissertationen von Kupper und Wildi möglich gemacht und zur Schaffung eines rund 200 Laufmeter umfassenden «Archivs zur Geschichte der Kernenergie in der Schweiz» an der ETH-Bibliothek geführt. Neben Nachlässen von Personen und Akten beteiligter Firmen und Institutionen enthält das Archiv namentlich die Geschäftsunterlagen der ehemaligen Kernkraftwerk Kaiseraugst AG.

Tobias Wildi beschreibt die letztlich erfolglosen Bemühungen der schweizerischen Industrie, einen eigenen Kernreakortyp zu entwickeln, um damit vom weltweiten Boom des Atomkraftwerkbaus zu profitieren. Mit der technologischen Faszination, welche die Atombombe 1945 auslöste, war nicht nur das Interesse des Militärdepartements geweckt, sondern auch jenes der Maschinenindustrie. Diese gründete 1955 in Würenlingen ein privatwirtschaftliches Forschungszentrum, die Reaktor AG, die 1960 als Eidgenössisches Institut für Reaktorforschung an den Bund übergang. Der Grund für den Übergang lag darin, dass die Industrie eigene Versuchsatomkraftwerke entwickeln wollte. Die drei Konsortien, die sich um je ein Projekt bildeten, waren jedoch nicht in der Lage, die enormen Entwicklungskosten aufzubringen. Als Subventionsgeber trat der Bund auf den Plan. Die drei Konsortien waren gezwungen, sich auf ein Projekt, jenes des späteren Unglücksreaktors von Lucens, zu einigen. Lucens war im Bau, als die Nordostschweizerischen Kraftwerke im Dezember 1964 entschieden, in Beznau ein Kernkraftwerk zu bauen und dafür einen amerikanischen Leichtwasserreaktor zu kaufen, der nichts mit dem für Lucens vorgesehenen Schweizer Reaktortyp gemein hatte. Eindrücklich schildert Wildi die komplexen Aushandlungsmechanismen zwischen überforderten Bundesbehörden und zunehmend sich abwendenden Partnern aus Industrie und Elektrizitätswirtschaft. Die Akteure waren nicht in der Lage, auf die neue Situation zu reagieren und den Versuch von Lucens vorzeitig abubrechen; das technologisch bereits überholte Versuchsatomkraftwerk wurde fertig gebaut. Ein Stopp jedenfalls hätte den Unfall verhindert, der sich am Tag der Inbetriebnahme des Reaktors, am 21. Januar 1969, ereignete: Ein Brennelement explodierte und verseuchte die Kaverne von Lucens.

Patrick Kupper legt eine fundierte Analyse der Gründe vor, die zum Scheitern des Kernkraftwerkprojekts in Kaiseraugst führten. Die pauschale Aussage, das KKW Kaiseraugst sei am Widerstand gescheitert, widerlegt er nicht, er präzisiert sie. Er zeigt auf, «dass sich das geplante KKW Kaiseraugst zur falschen Zeit am falschen Ort befand» (S.291), und erklärt damit die ungleiche Entwicklung der

schweizerischen Kernkraftwerkprojekte. Wäre das Werk gleichzeitig oder anstelle des KKW Beznau gebaut worden, wo sich kein Widerstand zeigte, hätte es nach Koppers Einschätzung ohne grössere Probleme errichtet werden können. Die ersten schweizerischen Kernkraftwerke wurden anstelle von geplanten, aber bei der Bevölkerung auf wenig Gegenliebe stossenden ölthermischen Kraftwerken gebaut und konnten noch mit Akzeptanz rechnen. Als 1969 die Kühlwasserkontroverse begann und die in Planung begriffenen Werke mit den ungeliebten Kühltürmen ergänzt werden mussten, war Kaiseraugst das am weitesten fortgeschrittene Projekt, auf das sich in der Folge die Diskussion konzentrierte. Am falschen Ort war Kaiseraugst nach Kopper, weil es an mehreren politischen Grenzen (Aargau, beide Basel, Deutschland) zu stehen kommen sollte. Dies rief föderalistische Widerstände gegen die zentralistische Aufsichts- und Bewilligungspraxis hervor. Die eigentliche Ursache des Widerstands, der aus sehr heterogenen Gruppen zusammengesetzt war, ortet Kopper in einem gesellschaftlichen Wandel. Der technokratische Umgang mit Menschen und Umwelt generierte um 1970 eine gesellschaftliche Orientierungskrise, ein Unbehagen gegenüber der zunehmend technisierten Zivilisation. Kaiseraugst war somit nicht die Ursache, sondern der Anlass des Widerstands. Die Promotoren des Werks, anfänglich Motor-Columbus, später ein breiter abgestütztes Konsortium, waren nicht in der Lage, auf den Widerstand angemessen zu reagieren. Sie unterschätzten die unternehmerischen Risiken der Einführung einer völlig neuen Technologie. Aufgrund ihrer Projektarchitektur sowie der Zwänge des Bewilligungsverfahrens hielten sie es nicht für ratsam, die einmal bezogene Position zu verlassen und nach neuen Lösungen zu suchen. Kopper zerstreut das von der Anti-AKW-Bewegung geprägte Bild einer mit dem Staat verbandelten Atomwirtschaft und weist darauf hin, dass die konkurrierenden Akteure erst 1970 zur Zusammenarbeit und zur Bildung gemischter Konsortien übergingen. Obwohl kein politischer Kompromiss in Aussicht war, fällten die am Projekt Kaiseraugst beteiligten Unternehmen 1974 den Investitionsentscheid, eine «verheerende Fehlspekulation» (S. 295), benötigen langfristige Investitionen doch stabile politische Verhältnisse. Der Irrtum stellte sich rasch heraus, doch wollte niemand die Verantwortung für das Debakel übernehmen. Der politische Wille für einen Schlussstrich reifte erst, nachdem der Unfall von Tschernobyl die öffentliche Akzeptanz der Atomenergie weiter vermindert hatte.

Beide Autoren legen fundierte, gut auf schriftliche Quellen abgestützte und sorgsam durch gezielte Interviews verifizierte Ergebnisse vor. Es gelingt ihnen, das nach wie vor nicht emotionsfreie Thema sachbezogen und ohne einen Hauch ideologischer Verbrämung darzustellen.

ANDREAS STEIGMEIER, BADEN

Holstein, Dieter: Der Kestenberg bei Möriken (AG). Auswertung der Ausgrabungen 1950–1953 in der bronze- und eisenzeitlichen Höhensiedlung. – Basel: Eigenverlag; 2003. – 330 S., 85 Tafeln, 11 Pläne als Beilagen, separate CD-ROM mit Gesamtkatalog und zusätzlichen Dokumenten.

50 Jahre nach den Grabungen unter der Leitung von Rudolf Laur-Belart und nach zahlreichen Vor- und Kurzberichten liegt nun endlich eine zusammenfassende Publikation über die Grabungen in den spätbronze- und eisenzeitlichen Siedlungen auf dem Kestenberg bei Möriken vor. In seiner Dissertation an der Universität Basel (Prof. Ludwig Berger) nimmt sich Dieter Holstein in verdankenswerter Weise der, wie sich zeigt, schwierigen Aufgabe an, die alten Grabungsdokumentationen aufzuarbeiten und zumindest einen (repräsentativen) Teil des umfangreichen Fundmaterials vorzustellen.

Die 1997 eingereichte Dissertation wurde für die vorliegende Monografie vom Autor redigiert und vereinzelt um neue Forschungsergebnisse und Bibliografieergänzungen erweitert. Sonst trägt die Publikation im Wesentlichen die Züge der Dissertation. So enthält sie einige für eine Grabungsmonografie etwas allzu sehr ins Detail gehende methodische Diskussionen, die natürlich in einer Dissertation verlangt werden, hier aber wenig zum Gehalt beitragen. Die Stildiskussionen am Ende der Spätbronzezeit beispielsweise sind in der Archäologie nach wie vor aktuell, doch, wie sich in der Arbeit zeigt, bieten gerade die Funde vom Kestenberg keinen Beitrag zu diesem Thema.

Holstein bestreitet in seinem Werk tapfer den Kampf vieler Bearbeiter von Altgrabungen mit den teilweise lückenhaften, teilweise sich widersprechenden Grabungsdokumentationen und dem zwar umfangreichen, aber oftmals nur noch ansatzweise zuweisbaren Fundmaterial. Ausgehend von bereits in früheren Publikationen zum Kestenberg gestellten Fragen und Hypothesen versucht Holstein aus dem ihm zugänglichen Material ein Maximum an Informationen herauszuholen und Antworten zu finden.

Als besonders schwierig erweist sich wegen der teils mangelhaften, teils bereits als Interpretation zu verstehenden Dokumentation die Beurteilung der Befunde. Insbesondere der Dokumentation von Egon Gersbach (seinerzeit Ausgräber auf dem Kestenberg) vertraut der Autor nicht und belegt dies mit Beispielen. Entsprechend kritisch würdigt Holstein die Interpretation von Befunden und Schichten, ebenso die Rekonstruktionsvorschläge der Siedlungen der verschiedenen Phasen. Bezeichnenderweise kommt Holstein aber bei seiner Neubearbeitung der Grabungsergebnisse zu keinen grundlegend neuen Erkenntnissen und übernimmt gezwungenermaßen im Grossen und Ganzen die Interpretationen der Ausgräber.

Die Aufarbeitung des zahlreichen Fundmaterials (insgesamt 12 680 zuweisbare Objekte, davon 12 355 Scherben von Gefässkeramik) unterlag ebenfalls den bekannten Problemen mit der lückenhaften und uneinheitlichen Dokumentation. Auch hier waren ganze Fundkomplexe nicht mehr auffindbar, vermischt oder nicht

mehr einer Schicht oder einem Befund zuzuweisen. Die grosse Menge insbesondere der Keramik erwies sich aber dennoch als einigermaßen verlässliche Basis und ermöglichte das Arbeiten mit statistischen Analysen und Auswertungsmethoden.

In einer umfangreichen Typentafel stellt Holstein die verschiedenen Keramikformen chronologisch und typologisch zusammen. Auf dieser Typentafel bauten die folgende Besprechung und der abschliessende, lediglich 749 repräsentative Objekte (von 12 680) umfassende Katalog auf. Die Funde werden also nicht als Fundkomplexe oder stratigrafisch geordnet vorgestellt, sondern nach Typen. Angesichts der grossen Fundmenge wäre es gewiss möglich gewesen, sicher stratifizierbares Material zu finden und dieses auch entsprechend nach Schichten und Befunden vorzustellen. Weshalb davon abgesehen wurde, geht aus der Publikation leider nicht hervor. Stratigrafische Verweise und somit Hinweise auf Vergesellschaftungen erhält der Leser in der vorliegenden Form nur über die umfangreichen Tabellen und Konkordanzlisten sowie über einen grafischen Schlüssel im Katalog. Es bleibt jedoch das Bild einer recht umfangreichen Materialauswahl und eines Typenkatalogs.

Die Analyse von Fundmaterial ergab folgende Datierungen der Siedlungsabfolge auf dem Kestenberg: Bereits im Neolithikum, in der Früh- und Mittelbronzezeit lässt sich eine Begehung des Platzes feststellen. Die älteste Siedlung datiert in die Periode HaA2/B1 (um 1000 v. Chr.), die Hauptsiedlung gehört zur Stufe HaB2 (10.–9. Jh. v. Chr.). Diese beiden Siedlungen bestanden also gleichzeitig mit den letzten Pfahlbaudörfern an den Seen des Mittellandes. In der Älteren Eisenzeit (HaC, 8.–6. Jh. v. Chr.) entsteht der so genannte «Splitterboden» mit der dazugehörigen Siedlung, und am Übergang von der älteren zur jüngeren Eisenzeit (HaD-LTA, 6./5. Jh. v. Chr.) wurde die letzte nachweisbare Siedlung bewohnt. Streufunde belegen aber auch noch eine spätere Benutzung des Platzes. Die Datierungen von Holstein präzisieren die bereits bekannten Datierungen aus den verschiedenen älteren Vorberichten und ergeben nichts grundlegend Neues. Erstmals ist durch Holsteins Arbeit aber die Datierung der Siedlungsphasen vom Kestenberg auf eine grosse und auch (im Buch und in den Katalogen und Tabellen auf der CD-ROM) zugängliche und dadurch nachvollziehbare Datenbasis abgestützt.

Die in der Conclusio versuchte Einordnung der Siedlungen auf dem Kestenberg im Vergleich zu gleichzeitigen Seeufer- und Höhengründungen ist sehr kurz und allgemein gefasst und ergibt wenig Konkretes. Dem Leser stellt sich hier denn auch die Frage, ob die Siedlung auf dem Kestenberg tatsächlich eine besondere Stellung innehatte oder ob es sich hier nur um eine Höhengründung handelte, wie zahlreiche andere – eben weniger oder noch gar nicht erforschte – Siedlungen in der näheren Umgebung existierten. Jedenfalls konnte Holstein keine Befunde oder Funde beibringen, die auf eine besondere Funktion oder Stellung der Siedlung auf dem Kestenberg hinweisen könnten.

Dass diese umfangreiche und für die Urgeschichte im Aargau wichtige Publikation im Eigenverlag des Autors erscheinen musste und nicht in einer grösseren

archäologischen Reihe veröffentlicht werden konnte, ist bedauerlich. Eine externe Redaktion hätte dem Buch gewiss gut getan, es um einiges entschlackt und benutzerfreundlicher gemacht.

ANDREA SCHAER, BRUGG

Frenkel, Werner: Baden, eine jüdische Kleingemeinde in der Schweiz. Fragmente aus der Geschichte 1859–1947. – Baden: Menes Verlag; 2003. – 216 S., 30 Abb.

Die Geschichte der jüdischen Gemeinde Baden ist genauso wenig wie diejenige der jüdischen Gemeinden Lengnau und Endingen geschrieben. Für die Judenemanzipation in der Schweiz des 19. Jahrhunderts war aber die 1859 gegründete Badener Gemeinde von grosser Bedeutung, weil sie als erster Zielort diente für die Abwanderung der Juden aus Lengnau und Endingen. Werner Frenkel hat die Protokolle der jüdischen Gemeinde Baden aus den Jahren zwischen 1859 und 1947 durchgesehen und zu einer Chronik des jüdischen Baden verarbeitet. Er hält sich eng an die Protokolle und schält je nach Zeitperiode die Schwerpunkte heraus, sei es die Diskussion um die Schächtpraxis im 19. Jahrhundert, den Weg zum Bau der Synagoge zu Beginn des 20. Jahrhunderts, die Flüchtlingsfrage im Zweiten Weltkrieg oder die innere Entwicklung der Gemeinde selbst. Frenkel bleibt dabei aber im Chronikalischen stecken, die Einbettung in den grösseren Zusammenhang fehlt weitgehend. Die Arbeit bleibt damit ein Steinbruch zur Geschichte der jüdischen Gemeinde Baden, weitere Forschungen werden nötig sein. Wertvoll ist der Anhang, unter anderem mit einer Präsidententafel, dem Gräberverzeichnis des israelitischen Friedhofs im Liebenfels sowie der Synagogenordnung von 1889 und dem Synagogenprojekt von 1912.

BRUNO MEIER, BADEN

Schneeberger, Walter; Jufer, Max; Wirth, Rudolf: Berner Unteraargau 1415–1798. – Langenthal: Merkur Druck; 2003. – 48 S., ill., mit Kartenbeilage.

Als Sonderdruck aus dem «Jahrbuch des Oberaargaus 2003» präsentieren die drei Autoren einen originellen Beitrag zum Kantonsjubiläum: eine Beschreibung der Grenzen des ehemaligen bernischen Unteraargaus vor 1798. Grundlage dazu bilden die gegen 200 noch lokalisierbaren Grenzsteine aus bernischer Zeit, die in der Kartenbeilage auf der Grundlage der Michaeliskarte verzeichnet sind. In einer Einleitung präsentiert Max Jufer einen kurzen Überblick zur Geschichte des bernischen Aargaus mit besonderer Berücksichtigung der Eroberung 1415. Anschliessend folgt die Dokumentation der zwischen 1994 und 1996 durchgeführten Grenzumwanderung. Die einzelnen Etappen werden dabei mit Kartenausschnitten, Bildern der wichtigsten Grenzsteine und Landschaftsübersichten beschrieben. Alle, die sich in Zukunft mit der Grenze und mit Grenzsteinen aus bernischer Zeit auseinandersetzen müssen, werden dankbar auf die gut aufgemachte Publikation zurückgreifen.

BRUNO MEIER, BADEN

Inf Rgt 24 (Hg.): Infanterieregiment 24. – Schöftland: Verlag Buschö; 2003. – 136 S., ill.

Die Armeereform 21 hat es mit sich gebracht, dass zahlreiche traditionsreiche Einheiten aufgelöst worden sind. Im Aargau gehört dazu das Infanterieregiment 24, das mit der Truppenordnung 1938 gebildet worden war und sich vor allem aus Soldaten des östlichen Aargaus rekrutierte. Bis 1994 bestand das Regiment aus den Infanteriebataillonen 46 (das Freiämter «Schnapsbataillon»), 102 (Raum Baden/ Lenzburg) und 4 («Schützen Vieri», Raum Lenzburg/Bremgarten). Mit der Armee-reform 1995 wurde der Raum Zurzach (60, ursprünglich Regiment 10) dem Regiment 24 zugeschlagen. Zur Auflösung des Infanterieregiments 24 ist unter der Leitung von Matthias Fuchs eine reich illustrierte Schrift entstanden, in der die Geschichte des Verbandes aus verschiedenen Blickwinkeln betrachtet wird.

Das Buch gliedert sich in die vier Hauptkapitel Raum, Konzept, Ausbildung und Einsatz. In allen vier Teilen werden ohne chronologischen Zwang wichtige Abschnitte aus der Geschichte des Regiments bis in die Gegenwart dargestellt. Dazu gehören Rückblicke auf Truppeneinsätze der Vorgängerformationen noch im 19. Jahrhundert, die Skizzierung der allgemeinen Entwicklung des eidgenössischen und des kantonalen Militärwesens oder der Einsatz des Regiments im Aktivdienst während des Zweiten Weltkriegs. Eingeschoben in die Kapitel sind jeweils kurze Beschreibungen der vielfältigen Funktionen, die in der Einheit Platz fanden. Von besonderem Interesse sind Abschnitte zum Verhältnis von Armee und Bevölkerung, ein Blick auf die militärische Elite im Aargau, bisher unveröffentlichte Dokumente zu den Kriegsvorbereitungen aus der Zeit des Kalten Kriegs bis zur Überprüfung des Regiments durch eine Delegation der OSZE kurz vor dessen Auflösung 2003. Eingestreut sind auch mehr persönlich gefärbte Beiträge von der Aktivdienstzeit bis zu den Botschaftsbewachungen in Bern und Genf 1999.

Das sorgfältig gestaltete und hergestellte Buch stellt eine gelungene Mischung dar aus militärhistorisch spannenden Einzelbeiträgen und Erinnerungen. Es ist ein wertvoller Beitrag zur aargauischen Militärgeschichte und führt in einzelnen Aspekten auch darüber hinaus.

BRUNO MEIER, BADEN

Querblicke – Frauen- und Geschlechtergeschichte im Aargau (Hg.): Wer hat an der Uhr gedreht? Eine Zeitreise. – Buchs: Lehrmittelverlag des Kantons Aargau; 2003. – 191 S., ill.

Geschichtlich interessierte Kinder und Jugendliche griffen bisher auf zwei Arten von Literatur zurück: auf reich illustrierte Sachbücher von Tessloff und Gerstenberg oder auf historische Jugendromane. Nicht zu vergessen dabei natürlich die «Pflichtlektüre» von Schulbüchern im Unterricht. Nun hat eine Autorinnengruppe des Vereins Querblicke das Experiment gewagt, ein gänzlich neuartiges Geschichtswerk für Kinder herauszubringen. Es verbindet den Jugendroman mit dem Jugendsachbuch – und sogar ein bisschen mit einem modernen Geschichtslehrmit-

tel. Und es leistet sich den Luxus, den Aargau als historischen Raum in den Mittelpunkt zu stellen.

Ein solches Projekt ist wohl nur in einem Jubiläumsjahr bezahlbar, wenn plötzlich für ein Jahr das Interesse an der Kantonsgeschichte stark anschwillt – und damit auch die entsprechenden finanziellen Mittel der öffentlichen Hand. Um es vorneweg zu nehmen: Das Buch gehört wohl zum Besten und Nachhaltigsten, was der Kanton sich zum 200-Jahr-Jubiläum geschenkt hat.

Erzählt wird die Geschichte von Laura und Luca, die sich auf Zeitreisen durch den Aargau begeben. An sieben Orte gelangen sie, jeder wird zu einer andern Zeit besucht. Sie erkunden Spreitenbach in den 1970er-Jahren, Hunzenschwil in den 1960er-Jahren, Zurzach 1939–1945, Wettingen in den 1930er-Jahren, Reinach um 1890, Brugg um 1860 und Aarau um 1817.

An jedem Ort erleben die beiden Kinder eine spannende Geschichte, treten in Kontakt mit den Menschen und ihrem Alltag, ihren Sorgen, Freuden und Nöten. Spielerisch erleben die Leserinnen und Leser – das Buch sei auch Erwachsenen empfohlen – die einschneidenden Ereignisse, die herrschenden Strukturen und die Veränderungen in Wirtschaft und Gesellschaft, die den Kanton in den letzten 200 Jahren geprägt haben. Ergänzt wird jeder Ausflug durch einen mehrseitigen Dokumentarteil, der das Hintergrundwissen mit zahlreichen Bildern und Beispielen liefert. Hier finden sich auch ab und an kurze Recherchieranleitungen für besonders interessierte Hobbyforscherinnen und -forscher.

Bleibt noch zu verraten, wie die beiden auf ihre Zeitreisen gelangen: natürlich per Computer. Es ist eine Maschine, auf der sich trefflich in die Vergangenheit reisen lässt, denn sie enthält Landkarten und Luftbilder. Das Ding steht – symptomatisch für die Aargauer Museumslandschaft – nicht etwa in einem historischen Museum, sondern im Naturama, dem Aargauer Naturmuseum. Die Autorinnen siedeln den Ausgangspunkt der Geschichtsreisen nicht umsonst hier an. Das Naturama ist nicht nur ausstellungstechnisch, sondern auch inhaltlich den traditionellen kulturhistorischen Museen meilenweit voraus. Wo sonst lässt sich auf einem PC tatsächlich durch gegenwärtige und historische Dörfer und Städte surfen?

Alle Geschichten sind sorgfältig recherchiert und basieren auf wissenschaftlichen Grundlagen. Die Texte stammen aus der Feder von Ursula Huber und Heidi Stutz, die Recherchen besorgten neben den Autorinnen zahlreiche weitere Historikerinnen. Die Sprache ist nie didaktisierend, die Geschichten spannend, die Protagonistin und der Protagonist gut gewählt und eingeführt. Passend zum Thema sind auch die wunderschönen Illustrationen von Anna Luchs. Sie erinnern an Jugendbücher der 1960er-Jahre. Retro-Look ist offenbar auch im Jugendbuchgeschäft angesagt!

DOMINIK SAUERLÄNDER, AARAU

Badertscher, Kurt: Leinenweber am Aabach. 200 Jahre Geschichte eines aargauischen Industriestandortes. – Baden: hier + jetzt, Verlag für Kultur und Geschichte; 2004. – 112 S., 43 sw-Abb.

Die 1996 geschlossene Textilfabrik Hetex Niederlenz und ihre Vorgängerfirmen sind historisches Urgestein oder – noch treffender gesagt – eine Art Leitfossil der Aargauer Industriegeschichte. Dasselbe gilt auch für den Ort Niederlenz, der als Industriestandort beispielhaft für die Entwicklung der schweizerischen Arbeitergeschichte ist. An der Niederlenzer Textilindustrie lässt sich beinahe idealtypisch die Geschichte der Schweizer Textilindustrie ablesen.

Da wäre zunächst die wirtschaftsgeschichtliche Komponente: Die Gründung der Firma durch Joseph Vaucher erfolgte 1755 als Indiennedruckerei. 1810 bis 1894 betrieb die Familie Hünerwadel eine Baumwollspinnerei und -weberei, die ab 1895 unter neuen Besitzern in eine Leinenweberei umgewandelt wurde. Nach dem Zweiten Weltkrieg erfolgte die teilweise Umstellung auf Kunstfasern.

Sozialgeschichtlich interessant ist der Standort Niederlenz aus verschiedenen Gründen: 1813 fand in der Hünerwadel'schen Fabrik der erste Fabrikarbeiterstreik der Schweiz statt – eine Auseinandersetzung vor dem Hintergrund der Dominanz des Grossbürgertums über die neue Schicht der Arbeiter. Daneben kommt aber Niederlenz als Wirkungsort eines Unternehmers, der zu den ersten fortschrittlich Eingestellten gehörte, einige Bedeutung zu. In der «unteren Fabrik» betrieb Caspar Brunner eine Bandweberei. Der aus einfachsten Verhältnissen stammende Fabrikherr gilt als einer der Väter des ersten Fabrikgesetzes von 1877. Im Gegensatz zu den Hünerwadel betrieb Brunner die Fabrik mit grosser Rücksicht auf die Bedürfnisse der Arbeitnehmenden. Er beschäftigte weder Kinder noch verheiratete Frauen.

Kurt Badertscher hat mit grosser Sorgfalt und so detailliert wie möglich die Entwicklung der Niederlenzer Textilindustrie nachgezeichnet. Er thematisiert die verschiedenen Aspekte der Industriekultur vor dem Hintergrund der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung und stellt das Handeln von Industriellen wie Arbeiterschaft in den geschichtlichen Zusammenhang. Wesentlich ist dabei auch, dass Badertscher zahlreiche ehemalige Angestellte zu Arbeitsklima und Arbeitsabläufen befragt hat. Schliesslich kommt ihm das Verdienst zu, die komplexe Firmengeschichte der nachmaligen Hetex Garn AG inklusive ihrer Baugeschichte umfassend dokumentiert zu haben.

DOMINIK SAUERLÄNDER, AARAU

Brian Scherer, Sarah; Meier, Bruno; Steigmeier, Andreas: Schneisingen von der Frühgeschichte bis zur Gegenwart. Schneisingen: Einwohner- und Ortsbürgergemeinde; 2003. – 292 S., 120 Abb., Register.

Die Ortsgeschichte von Schneisingen kommt auf den ersten Blick traditionell daher: Lesebuchformat, die üblichen Themen. Auf den zweiten Blick erschliessen sich die Besonderheiten. Da wäre zunächst eine sorgfältige und professionelle Ge-

staltung mit anregendem und gut ausgewähltem Bildmaterial – als Leser wird man dadurch angeregt und gut geführt, fühlt sich wohl im Buch. Weiter fällt die klare inhaltliche Gliederung auf: Das Buch besteht aus zwei Hauptkapiteln. Das erste behandelt die Zeit vor 1798, das zweite das 19. und 20. Jahrhundert. Beide Teile sind etwa gleich lang. Im Anhang das, was man als Erstes genau ansieht: grossformatige Gruppenbilder von der Schulklasse bis zur Musikgesellschaft aus verschiedenen Jahrzehnten – sorgfältig mit Namen erschlossen.

Der erste Teil zeigt die Entwicklung des Bauerndorfes aus einem Konglomerat von Einzelhöfen und Weilern. Der Autor Bruno Meier thematisiert die Lage als Grenzdorf der Grafschaft Baden zum Staat Zürich, ruft die spezielle Situation nach der Reformation in Erinnerung und führt die Leserschaft in eine für diese Art Geschichtsdarstellung unübliche Thematik ein: Er zeigt die Lage der Gemeinde im Spannungsfeld verschiedener regionaler Zentren (Klingnau, Baden und Zürich). Damit zusammenhängend bietet sich Schneisingen auch als Beispiel für eine Privatisierung der Herrschaft in der frühen Neuzeit an: Die Familie Schnorff erhielt im 17. Jahrhundert das Niedergerichtsrecht in Schneisingen vom Kloster St. Blasien verliehen und errichtete den Landsitz «Schlössli».

Im zweiten Teil setzen Sarah Brian Scherer und Andreas Steigmeier ebenfalls klare Schwerpunkte: Neben Landwirtschaft, Schule, Armut und Auswanderung sowie dem Wandel des dörflichen Lebens nach 1945 kommt auch dem Wald ein eigenes Kapitel zu. Dies ist durchaus gerechtfertigt, lässt sich doch am Schneisinger Waldbau exemplarisch die Entwicklung der Waldbewirtschaftung in der Schweiz im 19. und 20. Jahrhundert zeigen.

Insgesamt stellt die Schneisinger Ortsgeschichte eine solide, sorgfältige, in der Form traditionelle Arbeit dar, die von ausgewiesenen Fachleuten verfasst wurde. Sie zeigt, dass kundige Autorinnen und Autoren auch im beschränkten Rahmen von rund 300 Seiten eine Landgemeinde treffend darstellen können.

DOMINIK SAUERLÄNDER, AARAU

Bircher, Patrick; Hüsler, Linus; Müller, Urs; Winter, Georg: Kaisten – unser Dorf, Menschen und Landschaft in Vergangenheit und Gegenwart. – Kaisten, Ortsbürgergemeinde; 2003. – 416 S., ill.

Zu Recht wird im Vorwort darauf hingewiesen, dass die Dorfchronik von Kaisten ein Nachschlagewerk der besonderen Art sei. Dies bezieht sich nicht nur auf die stattliche Zahl von 416 Seiten, sondern genauso auf seine ungewöhnliche Entstehungsgeschichte. Es liegt mehr als 35 Jahre zurück, dass Traugott Fricker, pensionierter Dorflehrer und Ehrenbürger von Kaisten, 1967 die Initiative zur Erforschung der Geschichte des Dorfes ergriff. Aus seinen Forschungen resultierte eine grosse Sammlung an Notizen über das Fricktal und vor allem über Kaisten. Nach seinem Tod harrten die Aufzeichnungen zunächst über 20 Jahre ihrer Vollendung. Erst auf Initiative des Gemeinderats wurde 1997 das Vorhaben wieder in

Angriff genommen. Eine zu diesem Zweck einberufene «Arbeitsgruppe Dorfchronik» sollte gemeinsam mit Heinz Fricker, einem Sohn des verstorbenen Initiatoren, in einem Zeitraum von höchstens zwei Jahren dessen Werk überarbeiten, aktualisieren und illustrieren. Ein Unterfangen, welches sich nicht nur deshalb als schwierig und zeitaufwändig herausstellte, weil in dem Manuskript häufig die Quellenangaben fehlten, was eine Überarbeitung erschwerte. Die durch zwei erfahrene Historiker, Patrick Bircher und Linus Hüsler, ergänzte Arbeitsgruppe konnte das umfassende Werk 2003 schliesslich zur Vollendung bringen. Die Anstrengungen haben sich durchaus gelohnt, und dies nicht nur im Hinblick auf die Quellenbelege in den Fussnoten, welche die Arbeit auch für weiterführende Untersuchungen interessant machen.

Ausgehend von den natürlichen Gegebenheiten des Lebensraums und den Flurnamen werden in vier Kapiteln die Siedlungs- und Herrschaftsgeschichte, die Wirtschaftsgeschichte, die Geschichte der Pfarrei St. Michael sowie die der dörflichen Gemeinschaft dargestellt. Eingehend wird im ersten Teil die Veränderung der Herrschaftsverhältnisse im Spannungsverhältnis von säckinger Grundherrschaft und dem Ausbau der habsburgischen Landeshoheit thematisiert. In gelungener Weise schildern die Autoren die Verwaltungsstrukturen und die Funktionen der verschiedenen Beamten, welche den Alltag der bäuerlichen Gesellschaft massgeblich prägten. Obwohl die Autoren den Bezug zu den Verhältnissen in Kaisten immer wieder herstellen, ist die Darstellung besonders dort, wo die politischen Ereignisse der Zeit geschildert werden, teilweise zu ausführlich. Fast scheint es, als ob den Autoren die Verhältnisse vor 1803 besonders am Herzen lagen, denn von den 156 Seiten des Kapitels «Siedlungs- und Herrschaftsgeschichte» behandeln nur gerade 12 die Ereignisse nach der Gründung des Kantons Aargau bis in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg.

Diese Defizite werden zum Teil mit dem zweiten Kapitel ausgeglichen. Im Mittelpunkt stehen dort der wirtschaftliche Wandel und besonders der allmähliche Bedeutungsverlust der Landwirtschaft nach dem Zweiten Weltkrieg. Positiv hervorzuheben ist in diesem Kapitel die Illustration mit alten Fotos, welche ansprechende Einblicke in alte Handwerke geben und längst vergessene Gerätschaften in Erinnerung rufen. Auch im dritten Kapitel liegt der Schwerpunkt auf dem 19. und 20. Jahrhundert, da mit dem Übergang der Gemeinde an den Kanton Aargau für die ehemals auf Eigengut des Klosters Säkingen gegründete Pfarrei neue Verhältnisse geschaffen wurden. Dazu zählten nicht nur vermögensrechtliche Kompetenzen, welche stufenweise an die Kirchgemeinde übergingen, sondern auch neue Verantwortungen im Hinblick auf den Unterhalt der Pfarrkirche St. Michael. So lässt sich in Kaisten wie vielerorts das Bemühen erkennen, einen Ausgleich zwischen religiös-kultischer Anforderung und kulturhistorischer Substanzerhaltung zu finden.

Im letzten Kapitel steht schliesslich die dörfliche Gemeinschaft im Zentrum. Schade nur, dass das Kapitel wegen seiner Themenvielfalt und der fehlenden Ab-

grenzung zu anderen Teilen etwas an Schärfe verliert. Beispielsweise ist nicht einsichtig, warum hier erneut der Niedergang des Rebbaus dargestellt wird. Insgesamt fehlt es diesem Teil des Buchs an einer klaren Struktur. So würde man die Darlegung der wirtschaftlichen Verhältnisse, welche die dörfliche Gemeinschaft zweifellos prägen, im zweiten Kapitel erwarten. Ausserdem ist die Gewichtung der einzelnen Themen nicht immer einsichtig. Dem wirklich zentralen Thema der Auswanderung im 19. Jahrhundert werden nicht mehr Seiten gewidmet als der Darstellung eines wenig greifbaren, sagenumwobenen Hexenglaubens. Möglicherweise hätte hier die Befragung der Bevölkerung im Sinne einer «Oral History» etwas dazu beitragen können, die Kaistener «Mentalität» einzufangen.

JEANNETTE RAUSCHERT, BERN

Brian Scherer, Sarah; Steigmeier, Andreas: Mellikon. Vom Einzelhof zum kleinen Dorf. Mellikon: Einwohner- und Ortsbürgergemeinde, Taunergenossenschaft; 2003. – 140 S., 52 Abb., Register.

Auch die Geschichte von kleinen Gemeinden birgt Potenzial. Mellikon, mit einer Bevölkerungszahl von gut 250 Köpfen eine der kleinsten Gemeinden im Aargau, hat sich eine Ortsgeschichte geleistet. Das sorgfältig gemachte, 140-seitige Buch zeigt, dass auch die Geschichte einer solchen Gemeinde historische Erkenntnis bringt, die über das Lokale hinaus von Bedeutung ist, und zwar in zweierlei Hinsicht. Die Geschichte der Gemeinde vor 1800, eigentlich die Geschichte eines grossen Bauernhofs beziehungsweise Weilers, zeigt exemplarisch, wie sich aus einem einzelnen Hof im Lauf der Zeit eine kleine Gemeinde entwickelt, in die sich im 17. Jahrhundert eine adlige Familie einkauft – die von Roll aus Böttstein –, und die als Vorläuferin der Gemeinde eine so genannte Taunergenossenschaft aufweist, die bis in die heutige Zeit Bestand hat. Zweites wichtiges Element ist die Industrialisierung mit Steinbruch, Sodafabrik und Zementfabrik, die das Dorf über lange Zeit prägt. Daneben zeigen sich die typischen historischen Themen: Armut und der Anschluss ans Eisenbahnnetz im 19. Jahrhundert, die spezielle Situation als Grenzgemeinde und der Strukturwandel im 20. Jahrhundert. Das Buch ist gut illustriert, versehen mit einem kleinen statistischen Anhang und einem Register.

BRUNO MEIER, BADEN

Dorfgeschichte Gränichen. Die Geschichte des Dorfes Gränichen von den Anfängen bis heute. Bearb. von Markus Widmer-Dean, mit Beiträgen von Werner Gautschi, Kurt Lehner, Christian Stirnemann, Andreas Zehnder. – Gränichen: Heimatvereinigung; 2003. – 576 S., ill.

Die Ortsgeschichte von Gränichen ist in klassischer Weise aufgebaut, das heisst, sie beginnt mit der Beschreibung des Raums und folgt den Spuren ihrer Bewohner von der Steinzeit bis zur Gegenwart. Aufgelockert wird sie durch zahlreiche Abbildungen und leicht verständliche Tabellen. Die Darstellung nach Zeit-

abschnitten, jeweils unterteilt in Sachkapitel, ist thematisch sehr umfassend und bietet auch übergreifende Informationen, etwa zur Bevölkerungsentwicklung. Man erfährt, dass Gränichen um 1850 mit 3038 Einwohnern die viertgrösste Gemeinde im Aargau war, nach den Städten Aarau, Zofingen und Baden. Das Werk besitzt daneben auch sehr informative Anhänge, zum Beispiel über die Flurnamen, die Dorfnamen der alten Familien und über das Gemeindewappen, welches in zwei Varianten existiert, einer offiziellen, welche auf das Wappen der Herren von Grenchen zurückgeführt wird, und einer inoffiziellen, welche mit Dreiberg, Fischen, Mond und Sonne einer Landschaft nachempfunden ist.

Eine spezielle Behandlung erfahren Burg und Herrschaft Liebegg, welche erst 1820 in Gränichen eingemeindet wurden. Damit steht neben der Geschichte des grossen Bauerndorfes Gränichen eine kurze Darstellung der kleinadligen Besitzerfamilien der Liebegg. Es sind dies die Herren von Liebegg und die Herren von Luternau, welche später bekanntlich zu den wichtigsten Familien im alten Bern gehörten. Weitere Besitzer waren die Stadt Brugg und die Familie Escher vom Glas aus Zürich. Anschliessend waren die Familien Graviset und Breiten-Landenberg Besitzerinnen der Liebegg. Das Verhältnis zwischen Herrschaft Liebegg und Gränichen war meist gut, wenn man von den seit dem Spätmittelalter allgemein üblichen Nutzungsstreitigkeiten über den Wald einmal absieht. Die Herrschaften waren zudem als Paten und Patinnen sehr gefragt, wie sich den Taufrodeln der Kirche Gränichen entnehmen lässt.

Für die Ereignisse bis ins 16. Jahrhundert muss Widmer zumeist auf Quellen zurückgreifen, welche die Geschichte der Adelherrschaften und der Kirche dokumentieren. Da Gränichen weder Sitz einer adligen Familie noch kirchliches Zentrum war, obwohl es schon früh eine eigene Kirche besass, tritt die Gemeinde als handelnde Person in jener Zeit noch kaum in Erscheinung. Es sind bloss einzelne Dorfbewohner, welche in Urkunden als handelnde Personen oder als Zeugen, Zinszahler usw. erscheinen. Dies ändert sich nach der Reformation, weil das Gemeindearchiv, zum Teil auch das Kirchenarchiv, seit jener Zeit sehr wichtige Quellen besitzt, wie die Chorgerichtsmanuale, die Tauf-, Heirats- und Totenrödel, die Kirchen- und Gemeinderechnungen. Die alten Urkunden und Urbare werden daneben weiterhin benutzt. Aus all diesen Quellen ergibt sich, dass die Gemeinde Gränichen im 16. Jahrhundert organisatorisch bereits voll ausgebildet war. Sie besass ein eigenes Dorfgericht, als Kirchspiel zudem ein eigenes Chorgericht. 1541 ist erstmals eine Gemeindeversammlung überliefert, bei der es darum ging, zusätzliches Land in einer Zelge zu verteilen. Die Zuteilung der lebenswichtigen Ressource Ackerland – übrigens durch Losentscheid – wollten die Gemeindebehörden offensichtlich nicht in alleiniger Kompetenz vornehmen.

Wichtigster Behördevertreter war der Gemeinde-Untervogt, welcher auch dem Gemeindegerecht und dem Chorgericht vorsass, da der Obervogt der Grafschaft Lenzburg sich zu diesem Zweck meist nicht auf die Landschaft hinaus begab.

Der Untervogt war auch Vorsitzender der Viertleute oder Geschworenen, welche die wichtigen Entscheide darüber fällten, wann in den Zelgen mit den landwirtschaftlichen Arbeiten begonnen wurde, und die auch die Wälder, Zäune, Gräben und Strassen beaufsichtigten und das Gemeinwerk organisierten. Daneben gab es einen Weibel, einen Bannwart, einen Weinumgeltner (Weinsteuereinzieher), einen Feuermeister, später auch einen Säckelmeister und einen Dorfwächter.

Das starke Bevölkerungswachstum – von 1558 bis 1764 wuchs die Einwohnerschaft von etwa 250 auf 1226 –, wobei aber weiterhin die Landwirtschaft und die dazugehörigen Gewerbe die Grundlage des Lebensunterhalts bildeten, führte auch in Gränichen zu den bekannten Abschliessungstendenzen gegenüber Hintersässen und Zuzügern.

Widmer kann aber darüber hinaus durch geschickte Verknüpfung der Quellen eigentliche Lebensgeschichten rekonstruieren, so jene des Schötter Baschi (Bernhard Schaffner), eines einflussreichen Dorfbewohners, welcher ein ständiger Gast vor dem Chorgericht war und erst durch sein Engagement im Bauernkrieg und die darauf folgenden hohen Bussen ruiniert wurde.

Im 19. und 20. Jahrhundert erfolgte ein gewaltiger wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Umbruch, welcher zuerst noch ganz konventionell damit begann, dass durch die Wynakorrektur von 1817 bis 1821 Überschwemmungen vermieden werden sollten. Die Wyna wurde damals noch durch ein Kanalsystem für die Wässerung der Matten genutzt. Die gemässigte Modernisierung der Landwirtschaft führte nach 1850 zu einem kleinen Bevölkerungsrückgang. Die Gemeinde versuchte, in Wiederaufnahme der Tradition der Heimweberei des 18. Jahrhunderts, das Gewerbe zu fördern. So wurde 1854 die Erwerbung eines Seidenwebstuhls mit 24 Franken subventioniert, und auch gegenüber der Seidenfirma Oehler & Co. leistete die Gemeinde eine Gutsprache unter der Voraussetzung, dass im gemeindeeigenen Kornhaus produziert werde.

1875 begann mit der Errichtung der Bally-Schuhfabrik das Industriezeitalter. Bis 1928 stieg die Zahl der Arbeiter und Angestellten auf 450, doch die Wirtschaftskrise führte 1932 zur Schliessung des Betriebs. 1930 wurde die Firma Gebrüder Zehnder gegründet, welche vor allem durch die Herstellung des Stahlrohrradiators berühmt geworden ist, aber im Lauf der Zeit auch viele andere Produkte hergestellt hat. Seit 1949 betreibt Max Lehner den Maschinenbau, und seit 1971 ist die IOWA-Grossbäckerei ansässig. Der Ausbau der Strassen, insbesondere der Autobahnen, hat die Verkehrsgunst von Gränichen weiter erhöht. Der Dienstleistungsbereich drängt auch hier die klassischen Produktionszweige Landwirtschaft und Industrie immer mehr zurück. Das nach dem Zweiten Weltkrieg stürmische Wachstum der Gemeinde hat sich allerdings später verlangsamt.

Von den Beiträgen anderer Autoren, welche sich verstreut im Band finden, ist jener von Werner Gautschi über die Nutzungsplanung von besonderem Interesse. Dass Gränichen bereits 1947 eine Bauordnung eingeführt hat, ist bemerkenswert.

Das Thema ist auch von allgemeinem Interesse, denn seither ist der Liegenschafts-
markt dem freien Spiel von Angebot und Nachfrage entzogen.

MARTIN LÜDI, LENZBURG

Campi, Emidio; Bächtold, Hans Ulrich; Weingarten, Ralph: Der Nachfolger. Heinrich Bullinger (1505–1574). Katalog zur Ausstellung im Grossmünster Zürich. – Zürich: Theologischer Verlag; 2004. – 154 S., ill.

Ein berühmter Bremgarter Bürger ist zu seinem 500. Geburtstag in Zürich gross gewürdigt worden: Heinrich Bullinger. Der Titel des Ausstellungs- und Veranstaltungsprojekts, zu dem ein Katalog erschienen ist, weist Bullinger in eine zentrale Rolle, als Nachfolger von Zwingli. Im Gegensatz zu den Protagonisten der Reformation ist er in der Historiografie nie im Vordergrund gestanden, wurde sein langes Wirken als Vorsteher der Zürcher Kirche vielleicht auch unterschätzt. Dies hat das «Nachfolger»-Projekt sicher ein Stück weit zurechtrücken können. Der Ausstellungskatalog enthält eine Reihe von kürzeren Aufsätzen, die in vier Abschnitte gegliedert sind. Ein erster Teil trägt den Titel «Der Mensch und seine Zeit». Thematisiert wird die Rolle Bullingers in der Zürcher Reformation, sein Verhältnis zur Obrigkeit, zu Dissidenten und Wiedertäufern. Ein zweiter Teil unter dem Titel «Predigt und Lehe» beschäftigt sich mit dem Wirken Bullingers als Prediger, Theologe und Lehrer. Die «Ausstrahlung» Bullingers über Zürich hinaus thematisiert vor allem seinen riesigen Briefwechsel und seine historiografische Arbeit. Ein vierter Teil schliesslich setzt sich mit seinem Verhältnis zu Calvin und seiner Bedeutung für das erste und zweite helvetische Bekenntnis auseinander.

Die einzelnen Beiträge des Katalogs machen es etwas schwer, einen zusammenfassenden Überblick zur Bedeutung von Heinrich Bullinger zu gewinnen, bieten aber zahlreiche interessante Zugänge zur Person und zur Zürcher Reformation. Seine Bremgarter Wurzeln werden nicht weiter thematisiert, sind aber in seiner Vaterstadt mit einer eigenen Ausstellung gewürdigt worden.

Die Form des Buchs – ein Aufsatzteil und ein Anhang mit den Ausstellungstafeln – lässt die Frage aufkommen, ob ein Katalog in dieser Art noch zeitgemäss ist oder nur Verlegenheitslösung bleibt. Eine eigenständigere Publikation mit der sinnvollen Verbindung beider Teile wäre ein grosser Gewinn gewesen und würde dem Buch eine längerfristige Wirkung über die Ausstellung hinaus ermöglichen.

BRUNO MEIER, BADEN

Kopp, Barbara: Die Unbeirrbar. Wie Gertrud Heinzemann den Papst und die Schweiz das Fürchten lehrte. – Zürich: Limmat Verlag; 2003; – 318 S., ill.

Wer kennt Gertrud Heinzemann, die internationale Vordenkerin, die 1962 vom Papst das Priestertum für Frauen forderte? – Wer ihre Lebensgeschichte liest, erfährt wie Menschen an Widerständen wachsen und wie viel ein Pionierleben kostet.

Barbara Kopp legt uns eine dichte, gut dokumentierte Biografie von Gertrud Heinzelmann und ihrem Umfeld vor. Kopp hat als Redaktorin beim Schweizer Fernsehen Gertrud Heinzelmann (1914–1999) als Pionierin porträtiert und sie dabei kennen gelernt. Nach ihrem Tod entstand aus diesem Filmmaterial ein halbstündiger Dokumentarfilm «Gertrud Heinzelmann – Pionierin aus Berufung». Für die nun erschienene Biografie hat Kopp den grossen schriftlichen Nachlass von Heinzelmann ausgewertet und mit über 20 Zeitgenossinnen und Zeitgenossen Gespräche über die Pionierin und ihre Zeit geführt.

Gertrud Heinzelmann wuchs zusammen mit ihrer jüngeren Schwester in Wohlen in einer liberalen Kaufmannsfamilie auf. Die Familie zog vom katholischen Freiamt nach Wallisellen bei Zürich als Hans Heinzelmann nach dem Ersten Weltkrieg zu «Zwicky Nähseide und Nähgarn» wechselte und fortan als Handelsreisender die meiste Zeit des Jahres im Ausland unterwegs war. Am neuen Wohnort wurde die Familie Heinzelmann zu den hinterwäldlerischen und rückständigen «Katholen» gezählt und entsprechend ausgegrenzt. Die gesellschaftliche Benachteiligung stärkte Gertrud Heinzelmann. Sie lernte sich zu behaupten, wurde kämpferisch und begann auch, sich gegen die Diskriminierung in der eigenen Konfession aufzulehnen. Gertrud Heinzelmann war ein lebhaftes, wissbegieriges und ehrgeiziges Kind. Gleichzeitig übten religiöse Handlungen und die Kirche eine grosse Faszination auf sie aus. Eine Neigung, die niemand in ihrer Familie mit ihr teilte. Nach dem Besuch des Mädchengymnasiums der Stadt Zürich entschied sie sich aus vernünftigen Gründen für ein Jurastudium. Mit der Themenwahl ihrer Doktorarbeit «Das grundsätzliche Verhältnis von Kirche und Staat in den Konkordaten» ergriff sie die Gelegenheit, sich ein wenig vom bisher verschlossenen theologischen Gebiet anzueignen. Die Lektüre von Thomas von Aquin und insbesondere seine «Lehre über die Frau» politisierten Gertrud Heinzelmann und sie stellte rückblickend fest: «Aufgrund des bearbeiteten Materials erkannte ich, dass die Diskriminierung auf staatlich-gesellschaftlichem Boden nur einen Teil jener viel grösseren geistigen Diskriminierung darstellt, welche durch das Christentum in seinen zahlreichen kirchlichen Ausformungen – insbesondere in der mir von Jugend an vertrauten katholischen Kirche – auf die Frauen gelegt worden war.» Dies traf sie umso mehr, als sie gerne Priesterin geworden wäre. Nach Studienabschluss erlebte sie als Juristin die staatliche Diskriminierung, da ihr als Frau ohne politisches Wahlrecht eine Gerichtskarriere verwehrt blieb. Sie wurde 1944 Anwältin – aber der juristische Beruf blieb eine Vernunftwahl. Sie suchte nach einer Aufgabe, die ihrem Leben Sinn und Ziel gab. Die Erbschaft einer Grosstante erlaubte ihr, sich einen Wunsch zu erfüllen: Sie zog sich ins Boswiler Haus der Familie zurück und wollte ein Buch schreiben, das die Leserinnen zu emanzipatorischen Einsichten führen und aus der kirchlichen Frauenrolle befreien sollte. Ihr Befreiungsversuch als Schriftstellerin und Intellektuelle gelang nicht. Das Manuskript wurde abgelehnt und Gertrud Heinzelmann erlebte einen Zusammenbruch.

Nach dem Aufenthalt in einer Nervenheilanstalt und einem Erholungsjahr entschied sie sich für eine praktische Lebensaufgabe. Sie arbeitete als juristische Sachbearbeiterin bei einer Versicherung in Zürich und wollte auf politischem Weg für das Frauenstimmrecht kämpfen. Sie trat in den Vorstand des Stimmrechtsvereins und warb in der Öffentlichkeit für das Frauenstimmrecht. Barbara Kopp schildert eindrücklich die verschiedenen Fallen und Rutschflächen, die sich den Frauenstimmrechtlerinnen in den Weg stellten und die sie selber bauten. Doch alle Rücksichtnahme auf mögliche Stimmen und alle Taktiererei nützte nichts. Am 1. Februar 1959 stimmten zwei Drittel der stimmberechtigten Schweizer Männer gegen das Frauenstimmrecht. Nachdem 1962 Gertrud Heinzelmans Versuch, den Kampf für Gleichstellung jetzt als Präsidentin des Schweizerischen Verbands für Frauenstimmrecht mit juristischen Mitteln vor Bundesgericht zu erstreiten, abgewiesen wurde, startete sie einen weiteren Ausbruchversuch. Sie wandte sich an ihren Onkel, der in Brasilien für Bally Leder produzierte, und erhoffte sich bei ihm eine neue Existenz. Der Onkel hatte aber nicht auf sie gewartet und nach vier Monaten kehrte Gertrud Heinzelmans um einen Traum ärmer in die Schweiz zurück.

Auf den Aufruf des Papstes Johannes XXIII, der alle Gläubigen aufforderte, Verbesserungsvorschläge ans Zweite Vatikanische Konzil (1962–1965) zu senden, nahm sie ihre Notizen zu Thomas von Aquin wieder hervor und formulierte im Namen der halben Menschheit – aber sie tat es als Einzelkämpferin – die Forderung, dass Frauen zum Priesteramt und zu allen höheren Kirchenämtern zugelassen werden. Sie argumentierte wissenschaftlich mit den Widersprüchen und der Frauenfeindlichkeit von Aquins Lehre und verwies auf die Ziele der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte, die alten Diskriminierungen aus Gründen des Geschlechts zu eliminieren. Heinzelmans machte ihre Eingabe mit der Veröffentlichung in der «Staatsbürgerin» publik. Während die Reaktionen in der Schweiz von Verschweigen bis zu strikter Ablehnung gingen, wurde Heinzelmans Eingabe vom bischöflichen Pressemitarbeiter Placidus Jordan, einem Benediktiner und ehemaligen Journalisten, in der amerikanischen Nachrichtenagentur zusammengefasst und damit international zum Mediencoup. Allein es gelang letztlich nicht, die Gleichberechtigung der Frauen im Konzil zum Thema zu machen. Heinzelmans wurde erste Ombudsfrau des Landes und hatte damit erreicht, was einer Frau ohne Stimm- und Wahlrecht in der Schweizer Öffentlichkeit möglich war. Sie führte den Kampf ums Frauenstimmrecht weiter und erlebte 1971 das Erreichen des grossen politischen Ziels, allerdings ohne als aktive Politikerin des Landesrings der Unabhängigen daran teilzuhaben.

ANDREA VOELLMIN, BADEN